Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 15 (1925)

Heft: 39

Artikel: Schweizerische landwirtschaftliche Ausstellung Bern

Autor: Zulliger, Hans

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-646483

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gabriel Lory zuerst im Aberlis Bilderfabrik als Kolorist und wurde dann sein Nachfolger.

Auch S. Freudenberger hatte in Bern eine Schule eröffnet. Hier wuchs eine ganze Generation neuer Kleinmeister heran; S. D. Lafond (1763—1831), F. N. König, Gabriel Lory und Georg Volmar waren seine Schüler. Von ihnen war König der fruchtbarste. Sein Leben und Werk ist an dieser Stelle wiederholt geschildert worden. Zuletzt im Jahrgang 1922 (S. 206), wo seinem Transparenten-Kabinett ein besonderer Aufsatz gewidmet wurde. Wir können auch für Freudenberger und G. Lory auf frühere Sonderdarstellungen verweisen.*)

„Die schöne alte Schweiz!" Wenn wir die vier Mappen durchblättern und die Schweizer Landschaften, Genrebildchen und Trachtenstücke vor unsern Augen vorüberziehen lassen, kommt uns zum Bewußtsein, wie eng verbunden damals noch die Kunst mit dem Empfinden und Verstehen des großen Publikums war. Sie knüpfte an das Ueberlieferte an, hielt sich an Gesetze, die fest im Begreifen der Masse verankert waren. Vordergrund, Mittelgrund und Hintergrund waren nach bestimmten Konventionen aufgebaut, die dem Bilde eine gewisse formelhafte Geschlossenheit gaben, aber eben doch eine Geschlossenheit, die man bei den heutigen Malern recht oft vermißt. Genreszenen, wie sie Freudenberger und König komponierten, entbehren nie eines freundlichen Gedankens oder einer überraschenden, oft pikannten Situation, die zu verweilendem Betrachten nötigen. Man vergleiche daraufhin etwa das hübsche Blatt von F. W. König „Der Kiltgang im Canton Bern".

Die Blätter der „schönen alten Schweiz" sind auf alle Fälle ein Gegensatz zum heutigen nervenaufreibenden Alltag, und wer sie in sonntäglicher Muße betrachtet, wird viel Erbauung und freundliches Erinnern aus ihnen ziehen können. Das Werk sei darum der Beachtung unserer Leser angelegentlich empfohlen.

Die diesem Aufsatz beigegebenen Illustrationen sind verkleinerte Reproduktionen einiger Blätter und möchten deren Art inhaltlich veranschaulichen. Ueber die feine Ausführung der Drucke, namentlich der vielfarbigen, vermögen sie leider nichts auszusagen. H. B.

*) Für S. Freudenberger: 1923, S. 254 ff., für Lory Vater und Sohn 1920, S. 484 ff. und 1919, S. 64 ff.

Schweizerische landwirtschaftliche Ausstellung Bern.

In der Musterscheune sah ich ein steinaltes, mageres, spitzbärtiges Bäuerlein stehen und staunen. Sein Sohn neben ihm lehnte über den Lattenhag, der die automatische Jauchepumpe einfriedet. Er suchte wohl die Maschine zu verstehen. Denn es machte den Anschein, daß die beiden aus einem gottvergessenen Krachen hergewandert kamen, um die Wunder der landwirtschaftlichen Ausstellung zu betrachten.

„Du, Drätti, das wär komod!" meinte der junge Bauer.

Der Alte sagte eine Zeitlang nichts. Er kratzte sich hinter dem Ohre und seufzte. Dann brummte er: „Ja, dihr heit's gäbig — u gäng gäbiger — mir hei d'Bschütti no ir Bränute müessen uf e Hubel trage!"

Was das heißt, dafür sprach die gebeugte Haltung des Greises; sein zusammengekniffener, herber, mondförmig nach abwärts gebogener Mund erzählte von den Lasten, die dieser Mann zu tragen hatte, und die vielen Runzeln ließen erraten, daß er es nicht leicht gehabt hatte in seinem Berufe als Landmann. Wie Neid klangen seine Worte. Und in seinen Blicken war etwas wie Abneigung. Als ob ihm geschienen hätte, die Maschinen machten es seinen Berufsgenossen allzu leicht.

„Es tüecht mi, es chönn eine sys Heimet weniger gärn ha, wenn ersch nid vo Hang wärchet!" fertigte er resigniert seinen Sproß ab, als ihn dieser immer und immer wieder darauf aufmerksam machte, was da alles „komod" war. —

Wirklich, die Industrie fängt an, sich der Landwirtschaft mehr und mehr zu bemächtigen. Wir sind keine Schwarzseher und glauben nicht, daß darum dem Bauern sein Land weniger wert werde, daß er es nicht mehr so lieb habe, wie seine Väter. Was die Maschinen dem Landmann für Möglichkeiten bieten, davon erhält man in der Ausstellung wirklich einen überwältigenden Eindruck. Es ist einfach fabelhaft.

Jauchekarren sind überflüssig geworden. Die automatisch gerührte Jauche wird durch Schlauchleistungen an ihren Bestimmungsort gepumpt und dort auf Wiesen und Pflanzplätze gespritzt. Die ehemals mühselige Arbeit des Landwirtes schrumpft in die angenehme Tätigkeit zusammen, das auf einen stabilen Halter festgeschnallte „Wendrohr" an den richtigen Platz zu bringen, den Hahn zu drehen, und, sein Pfeifchen schmauchend, den Ablauf zu überwachen.

Die Zeit wird auch bald vorüber sein, da man im Frühjahr das Geschäft des Mistzettens mit der Gabel verrichten sieht: eine Mistzettmaschine tut den Dienst viel genauer. Und die Bäuerin, die an Sommermorgen früh oder dann nach Sonnenuntergang den Gartenboden lockerte, um hernach zu „bschütte", kann beide Arbeiten miteinander durch eine kunstvolle Maschine verrichten lassen.

Der Pflanzplätz, den man früher von Hand mit der Hacke, oder dann mit einem besonderen Pfluge schellte, wird heute in einem rationellen Betriebe mit Maschinen zurecht gemacht. Ein kleiner Motor schellt den Rasen weg. Ein anderer gräbt den Boden um und lockert ihn. Im Herbst bringen Vorrichtungen, die den Tapis roulants ähneln, die Früchte in Keller und Speicher, und wenn es nötig ist, werden sie zuvor automatisch sortiert und gewogen.

Maschinen besorgen die Hauptarbeit bei der Heu- und Getreideernte, in den Speichern und Scheunen erleichtern Aufzüge und elektrische Krahne die Arbeit. Heukamine verhindern, daß Heustockbrände entstehen und Pressen verringern den Raum, der früher nötig war, um Stroh und Heu aufzubewahren.

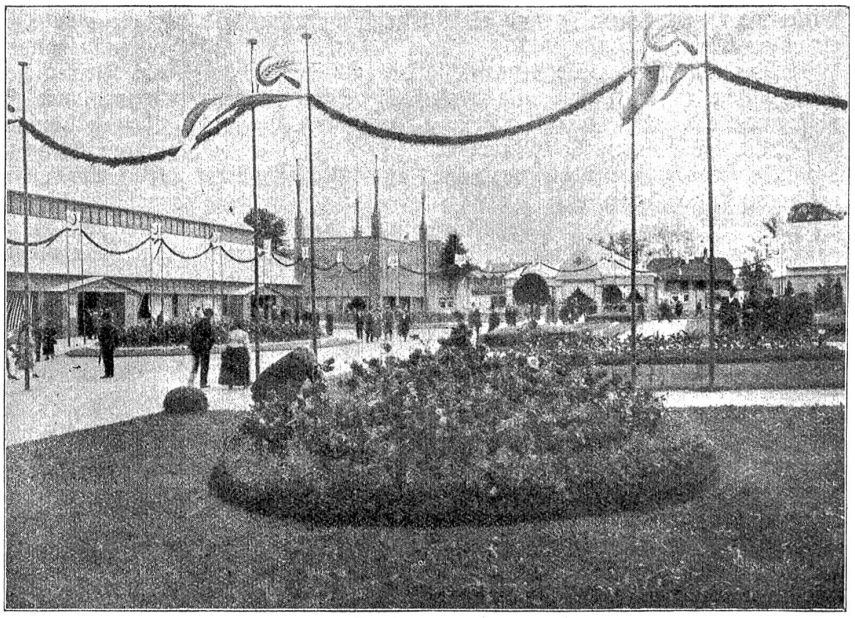
Wir leben wirklich in einer praktischen Zeit! Wer es nicht glauben möchte, der wird in der landwirtschaftlichen Ausstellung überzeugt.

Wir dürfen aber noch etwas weiteres feststellen. Die Technik erfindet ihre Maschinen und Apparate nicht umsonst, sie muß auf Nachfrage rechnen können. Wenn wir nun sehen, daß bereits für jede bäurische Arbeit industrielle Erleichterungen geschaffen werden, so können wir uns sagen, daß es der Bauer im allgemeinen hat und vermag, sich Maschinen und Apparate anzuschaffen. Machen wir einen Rundgang auf dem Lande, so wird unsere Vermutung bestätigt. Jüngst klagte mir ein Bauer, daß er genötigt sei, einen elektrischen Herd anzuschaffen. Grund: er besitzt einen Elektromotor und hat sich verpflichtet, für eine bestimmte Summe Kraft im Jahre zu verbrauchen; nun aber ist er ein prominentes Mitglied der „Landwirtschaftlichen Genossenschaft" und fühlt sich deshalb moralisch verpflichtet, zum Dreschen den genossenschaftlichen „Fordson" (Ford-Traktor) als Kraftquelle zu benutzen. Weil er das tut, so braucht er seinen Elektromotor „zu wenig" — so bleibt ihm, falls er nicht gerne an der Garantiesumme des Elektrizitätswerkes einen Verlust erleidet, nichts besseres übrig, als seine Frau elektrisch kochen zu lassen.

Die Bauern haben seit der Kriegszeit guten Verdienst. Dafür sprechen die Maschinen, die sie sich kaufen können, um ihren Betrieb noch rentabler zu machen. Und dafür sprechen die Motorvelos und Automobile, die auf Bauernhöfen heute keine Seltenheit mehr sind. — Es ist jedermann zu gönnen, wenn es ihm gut geht auf dieser Welt. Lange genug litten die Landwirte unter schlechten Zeiten. Aber in der Regel sind solche Zeiten rasch vergessen, wenn bessere angebrochen sind. Und rasch vergessen wird auch, daß andere

Stände vielleicht weniger gute Zeiten durchmachen. Ihre Vertreter sehen wir in der Gemüseausstellung neidisch vor den prächtigen Feldfrüchten stehen. Wir finden sie auch in der Obstausstellung. Dort traf ich einen kleinen Buben an. Seine Mutter wollte ihn gewaltsam aus dem duftenden Reiche der Aepfel, Birnen, Trauben und Aprikosen fortziehen. Er machte gar zu lüsterne Augen, und man sah den Augenblick kommen, da er mit gierigen Händchen nach einer der saftigen Früchte griff. „Mueti, werum hei mir kener settig Bire?" fragte er betrübt, als ihn die Frau aus der Halle zerrte.

Den Bauern geht es gut: die Ausstellung beweist es. Mögen sie derer nicht vergessen, denen es weniger gut geht! Möge der alte Bauernschlag, wie er im Emmental und im Seeland vor dem Kriege noch weit verbreitet war, weitergedeihen oder neu erstehen: jenes gutherzige Volk, das sich geschämt hätte, von einem Armen mehr zu fordern, als gerade notwendig war, um selber dabei bestehen zu können! — Auch diesen Wunsch weckt in uns die Ausstellung.



Teilansicht der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Bern. (Phot. Franco-Suisse, Bern.)
Links: Festhalle, in der Mitte Gartenbau, im Hintergrund Förderung der Landwirtschaft und Teestube.

* * *

Auch die Tiere haben ihren Teil am gegenwärtigen Wohlergehen der Bauernsame. Wie sauber, luftig und voller Licht sehen heute die Ställe aus! Wie hygienisch sind sie gebaut, wenn wir sie mit den Ställen in ganz alten Bauernhäusern vergleichen. Wie ausgedacht praktisch ist alles eingerichtet!

„Da wett ig ou Roß sy!" sagte eine Stimme trocken aus der Menge derer, die den Pferdestall bewunderten.

Sogar die Schweineställe sind „wohnlich" eingerichtet. Geradezu belustigend wirkt „Sauwohl", der Schweinereiber. Es ist ein gebogenes Eisenstück, woran sich die Schweine kratzen können. Das tun sie so gerne, wenn sie eingeschlossen sein müssen und sich nicht im Freien in einem Pferch auf dem Boden herumwälzen können.

„Es manglet nume no, daß ne dä Arm nochelouft u se chratzet, wo's se byßt!" bemerkte jemand.

„Was meinsch, Lisebeeth, we du ou so eine hättisch?" fragte ein braver Ehemann im blauen Burgunder seine behäbige bessere Hälfte.

„Aba, du bisch eine!" fertigte sie ihn ab und wurde ein wenig rot. Sie hatte ihren Mann offenbar mißverstanden.

„Iä, i meinen i dym Säustel!" erklärte dieser, und die ganze Gesellschaft brach in ein fröhliches Lachen aus.

* * *

Die Blumen- und Gartenausstellung wirkt bezaubernd. Die Arrangements sind gefällig und voll gutem Geschmack.

Ich sah mir seinerzeit die „Blumenbinde- und Raumkunstausstellung" im „Kasino" an. Sie ist längst vorüber, und ich schade niemand, wenn ich verrate, daß sie nicht nur mir allein einen wenig positiven Eindruck hinterließ. Alles war überladen mit Möbeln, Bestecken und vor allem mit Blumen. Und der Raum roch unangenehm nach Friedhof — wie es ja gar nicht anders sein konnte. Enttäuscht ging ich damals aus der vielgerühmten Ausstellung und war geneigt, besonders über die Gärtner ein bissiges Urteil zu fällen.

In der landwirtschaftlichen Ausstellung wird es einem wohl, wenn man zu den Blumen kommt. Dort kann man vom vielen Betrachten ausruhen und genießen. Ich habe mir gedacht, die Blumen gehören halt in die Gärten, viel weniger in die Zimmer, wo sie nur spärlich und dezent verwendet werden müßten. Das werden die Gärtner wohl auch empfinden. Im löblichen Bestreben, bei einer Blumenbinde-Ausstellung im kleinen Raume möglichst viel zu bieten — so war es im Kasino — ließen sie wohl mehr ihren Ehrgeiz im Sinne der Quantität walten. Vielleicht ist es bedeutend schwieriger, einen Raum mit Blumen auszustatten als einen freien Platz.

* * *

Die Chemie wird herangezogen, um bei der Düngung und im Kampfe gegen die Krankheiten des Viehs mitzuhelfen. Zahlreiche interessante Präparate erinnern an die Seuchezeit und an Leilichs Panoptikum auf dem Jahrmarkte: nicht alles, was es da zu sehen gibt, und wovor Backfische leicht schaudernd, aber deshalb nicht minder neugierig stehen, wäre zur Ausstellung berechtigt gewesen. Ich hätte mir auch die mißgestalteten und zusammengewachsenen Kalbsköpfe und andere „Sehenswürdigkeiten" geschenkt.

„Es gibt bei uns doppelte Stierengrinde", erklärte jemand lachend einer Gruppe von Schaulustigen. Vielleicht hat die Ausstellungsleitung die Köpfe deshalb an die Wand gehängt, damit jedermann obige Feststellung machen könne...

* * *

Mit einem Amerikaner, einem Intellektuellen aus der Hauptstadt der Vereinigten Staaten, bummelte ich in der Wein- und Obstausstellung herum.

Sein Interesse galt in höchstem Grade den Apparaten zur Wein- und Branntweinfabrikation.

Darob war ich höchlichst verwundert.

„Sie haben doch drüben die Prohibition!"

Er lächelte. „Bitte, der Unterschied besteht nur darin, daß wir amerikanischen Bürger uns den Wein und die Schnäpse selber herstellen!"

„Wie tun Sie denn das?"

„Wir kaufen Trauben ein — das hat den Vorzug, daß man die Qualität seines Weines selber bestimmen kann — Anleitungen zur Weinfabrikation bestehen drüben in Menge — es wird auch Wein aus trockenen Trauben gemacht — und auch Schnaps: der americanman will doch vor dem seinen cocktail haben!"

„Und — Sie tun auch mit?"

„Hier dürfen wir ja reden: fast jedermann tut mit. Es gehört zum guten Ton. Jeder hat seine kleine Alkoholfabrik. Letztes Jahr fabrizierte ich an die 120 Liter Wein.

Bitte, wenn man seinen Freund einlädt, muß man ihm doch etwas zu trinken geben!"

„Weshalb trinken Sie denn nicht Tee mit ihm?"

Er lächelte: „Bitte, weshalb trinken Sie Schweizer denn nicht nur Tee?"

„Wir haben kein Prohibitionsgesetz!"

„Und das unsere ist in einer Zeit von Massenhysterie entstanden!" so sprach er.

Wir besuchten dann die Ausstellung der alkoholgegnerischen Bauern. Was wir dort sahen, das leuchtete ihm ein.

„Das ist ganz gut", meinte er. „Aber Antialkoholismus müßte Einsicht sein, nicht Zwang. Zwang reizt zur Uebertretung — ich sehe es bei uns! So wie es bei uns ist, werden wir einfach — wie sagt man — demoralisiert!"

Dieser Mann war wie ich überzeugt, daß der Pavillon der alkoholgegnerischen Bauern einer der wichtigsten ist bei der ganzen Ausstellung. Er zeigt praktische Wege zur Obstverwertung ohne Vergärung. Das Volk muß durch Belehrung und Einsicht dazu kommen, den Fruchtzucker je länger destoweniger den Gärungspilzen zu fressen zu geben. Es muß auf neue und einfache Wege darauf hingewiesen werden, wie man unvergorene Säfte aufbewahren kann, und wie man die Früchte einmacht. Der Weg zur Ueberwindung der Alkoholgefahr, die auch für unsere Bauernsame groß ist, geht nicht über eine Polizeimaßnahme, wie es in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Die Alkoholfrage, die jene abstinenten Bauern lösen helfen wollen, ist eine viel komplexere Frage, als etwa das Verbot, ohne Konzession eine Radiosendestation zu errichten. Dem Menschen, der zum Alkohol als Betäubungsmittel greift, ist mit einem Gesetz wenig geholfen. Und wenn das Gesetz wirklich durchgeführt werden könnte, so würde der betreffende Mensch bald einen Ersatz finden — es gibt andere berauschende Gifte genug. Die Gründe, warum sich einer berauschen will, liegen tiefer — und darum erscheint es mir als Notwendigkeit, jenen Menschen einen besseren Ersatz für jenes zu bieten, was sie aufgeben: für den Rausch. Vielleicht ist die Grundlage einer spürbaren Alkoholbekämpfung die Schaffung einer neuen Geselligkeit.

* * *

Ich bin mir der Dürftigkeit meiner paar Glossen bewußt. Aber ich wollte gar keinen umfassenden Bericht erstatten, nur einige Gedanken darüber äußern, was mir auffiel, was ich sah, hörte und gelegentlich dachte. Einem anderen hat vielleicht der Radio des Bauern mehr imponiert, wo er die Marktberichte abhört und weiß, was er für sein Gemüse verlangen kann, einem Dritten vielleicht jener merkwürdige Pfahl, der etwas wie eine Strahlenhaube trägt, Elektrizität über die Rübenbeete ausstrahlen soll, und unter dessen Einwirkung die Rübli doppelt so lang, so dick und so süß werden...

Die Hauptsache ist, daß man im vielen Etwas gesehen hat, was einem Anregung gab, oder einen herzlich erfreute. Wir sind ja glücklicherweise noch nicht so weit automatisiert, daß wir die Eindrücke wie eine Statistik in uns aufnehmen, um kalten Herzens mit dem neuen Gedächtnisballast heimzukehren.

Hans Zulliger.

Aus einem Kinderleben.

Von R. Heller-Lauffer. (Schluß.)

„Hatte denn das Kind nie das Bedürfnis, zu Ihnen zu kommen, um zu erzählen von seinem Erleben?" warf ich ein. „Ach, was erleben so Kinder, nein, derlei Sentimentalitäten habe ich nie aufkommen lassen. Zwischen Eltern und Kindern muß immer ein gewisser Abstand sein, sonst werden die Kinder frech!" Der Ton war schlimmer als die Worte und die grauen Augen blickten so kalt, daß es mich fröstelte. Evelis Vater muß das gefühlt haben. Wenigstens fuhr er fort: „Manchmal sind wir ja auch gemütlich miteinander. Wenn es mir so recht drum ist, rufe ich die Kleinen her und spiele mit ihnen. Ich muß dann oft staunen, wie gut einen die Racker unterhalten können. Im übrigen bin auch ich durchaus der Ansicht, daß die Kinder sich einzuordnen, ja unterzuordnen haben." So ging es weiter. Als ich wieder etwas einwenden wollte, unterbrach mich Evelis Mutter: „Das haben wir gleich gefühlt, daß Sie nicht die gleichen Ansichten über Erziehung haben, wie wir. Sie plagen sich viel zu stark ab mit den Kleinen; mich wundert nur, daß Sie dabei so ruhig bleiben können. Ich mache mir's doch viel ringer und reibe mich dabei fast auf. Sie lassen die Kinder viel zu nah an sich herankommen und strafen zu wenig. Das wird sich rächen." Es war Zeit zu gehen. Und ich ging gern.

„Armes Eveli." Wieder einmal kam mir so recht deutlich zum Bewußtsein, wie viel wir Eltern an unsern Kindern verderben. Wir meinen zu erziehen, wo wir vergewaltigen. Gewiß sollen Kinder gehorchen lernen; gewiß sollen sie lernen, zu tun, was wir von ihnen verlangen; zu unterlassen, was wir verbieten, auch wenn es ihnen schwer fällt. Aber es kommt auf die Einstellung des Erziehers an. Liegt all' unsern Maßnahmen ein starker Glaube an das Gute im Kind, liegt ihnen eine große, verstehende Liebe zu Grund; wollen wir mit unserer Erziehung dem sittlichen Willen im Kinde zu Hilfe kommen, so werden wir streng sein können, ohne das Kind zu schädigen. Denken wir aber nur an unsere Bequemlichkeit, so wird die Erziehung zur Dressur.

Evelis Mutter ist eine gute Hausfrau. Sie ist recht intelligent, aber ihr fehlt die Wärme. Darum ist sie keine gute Mutter. Sie wünscht, wie ihr Mann, artige Kinder; Kinder, die, wenn man am Schnürchen zieht, so zappeln, wie es einem genehm ist. Damit wollen sie etwas Unmögliches. Wie nun das, was sie erreichen wollen, verwerflich ist, so sind auch die Mittel, die sie anwenden, um es zu erreichen, verwerflich. Sie erstreben etwas Unnatürliches. Darum müssen sie Gewalt anwenden. Gewalt braucht nicht immer in körperlicher Züchtigung zu bestehen. Man kann mit Worten, mit Blicken, ja mit Gedanken Kinder vergewaltigen. Und ein derart mißhandeltes Kind wird sich nie normal entwickeln.

Eveli zum Beispiel hat nicht die Kraft, seinen Eltern offen zu trotzen. Es fürchtet die Strafe. Es versucht also, zu scheinen, wie die Eltern es haben möchten. Aber innerlich bäumt es sich um so mehr gegen den Zwang auf. Und diese ohnmächtige Wut will sich irgendwie entladen. Darum läßt es sie aus am Brüderchen, an den jüngern Gespielen, also an Schwächeren, die ihm ungefähr so ausgeliefert sind, wie es seinen Eltern ausgeliefert ist. Aber es macht das meist auf Umwegen. Es möchte auch da brav scheinen. Darum bevorzugt es Spiele, die ihm erlauben, gewissermaßen mit Berechtigung zu wüten, eben als Mutter, Lehrer usw. Trotzdem hat es aber ein schlechtes Gewissen; es fühlt, daß dabei etwas nicht in Ordnung ist, darum wünscht es so sehnlich, daß andere unartig seien. Es kommt sich dann wenigstens in jenen Augenblicken besser vor.

Darum ist es auch immer wieder bereit, über andere etwas Nachteiliges auszusagen und möglichst vielen bekannt zu geben. Aber eigentlich und dauernd befreien kann all' das natürlich nicht. Darum ist das Kind nie fröhlich. Entweder ist es gedrückt, oder, um sich zu betäuben, recht ausgelassen. Es leidet, wenn ihm das auch nicht klar zum Bewußtsein kommt, fortwährend unter seinen Verfehlungen, aber es ändert sich nicht, weil eben die Verhältnisse dieselben bleiben.

So kann sein Brüderlein es nicht lieb haben, seine Kameraden mögen es immer weniger leiden. Die Erwachsenen ärgern sich heillos über seine Art und lassen es ihren Aerger auch fühlen. Und dabei müßte man eigentlich den Eltern zürnen, denn sie sind die Urheber allen Unheils.